

DAS HÜGELGRAB

“Des Goldes Schlaf
hütet ihr schlecht;
besser bewacht
des Schlummernden Bett,
sonst büßt ihr beide das Spiel!”

Richard Wagner
Das Rheingold, 1. Szene

Die Sonnenstrahlen stießen als breite dunstig-helle Balken durch die grünen Kronen der Bäume und zeichneten kleine ovale Lichtflecke auf den Waldboden. Wie in einem wundervollen Gemälde lag eine alles verklärende Ruhe über der Landschaft. Nur wenn der laue Wind die Zweige sanft in Bewegung versetzte, wurde die idyllische Waldszenerie gestört. Huschende Schatten bewegten sich dann über die grüne Fläche aus Moos, Farn und Heidekraut.

Warnke war gänzlich in die stille Betrachtung des Schauspiels versunken. Auf einem alten Baumstamm sitzend, lehnte er mit dem Rücken an der Außenwand des kleinen Steinhäuschens, das er seit gerade mal drei Wochen sein Eigen nannte. Hin und wieder nahm er einen tiefen Zug aus der Zigarette, die in seiner Hand vor sich hin glimmte.

Längst war der Schweiß auf seiner Stirn getrocknet, und auch die Haut an der Innenfläche seiner rechten Hand schmerzte nicht mehr von der harten Arbeit mit Hammer und Spitzhacke. Die wärmende Aprilsonne hatte ihn sogar richtig müde werden lassen – sein Körper war entspannt. Aus der einen gegönnten Zigarette waren zwei geworden und aus der geplanten Fünf-Minuten-Pause eine gute Viertelstunde. Das schöne Singen der Waldvögel und das sanfte Rauschen der Zweige und Blätter im Wind ließen Warnke alle Zeit vergessen. Hier draußen zwischen Kiefern, Birken, Ginster und Heidesträuchern herrschte eine Ruhe, wie man sie im knapp fünfzehn Kilometer entfernten Moloch Hamburg schon seit Jahrhunderten nicht mehr fand.

Wie lange hatten er und seine Frau sich nach diesem Tag gesehnt, an dem sie ihr Wochenendhäuschen in der friedvollen Abgeschiedenheit der Fischbeker Heide in Besitz nehmen würden. Immer wieder waren sie durch die Wälder und über die Heide gewandert, hatten sich die abgeschiedenen einsamen Häuser und Holzhütten der Wochenendaussiedler sehn suchtvoll angesehen und davon geträumt, ebenfalls in diesem zeitlos-naturversunkenen Idyll leben zu können. Nun endlich war dieser Traum Wirklichkeit geworden.

Weiter geht's, raffte sich Warnke mit einem wohligen Seufzer endlich auf und zertrat die Zigarette auf dem sandigen Boden. Es gab noch so viel zu tun. Er hatte sich extra eine Woche frei genommen, um das alte Häuschen und das Grundstück soweit auf Vordermann zu bringen, dass sie hier am kommenden Freitag ihr Wochenenddomizil zumindest provisorisch wüden beziehen können.

Das uneingezäunte Grundstück war etwa 800 Quadratmeter groß und völlig verwildert – in den vorangegangenen zwanzig Jahren ohne Besitzer war es längst wieder ein Teil des umliegenden Waldes geworden. An die dort wartende Arbeit mochte Warnke gar nicht denken. Er hatte schon genug damit zu tun, aus dem verwitterten, heruntergekommenen Steinhäuschen, das in seinen ältesten Grundmauern aus dem 19. Jahrhundert stammte, wieder einen bewohnbaren

Ort zu machen. So schaffte er zum einen Unrat und Moder aus dem Gebäude, zum anderen hatte er damit begonnen, die alte Rückwand zu durchbrechen, um das Haus an dieser Stelle durch einen gemauerten Anbau zu erweitern.

Mit beiden Händen umfasste er den hölzernen Stiel des schweren Vorschlaghammers, schwenkte ihn seitlich nach hinten, um ihn dann mit vollem Schwung nach vorne gegen die alte Wand sausen zu lassen. Dadurch gelang es ihm, zwei Mauersteine herauszubrechen, die mit einem trockenen Geräusch jenseits der Wand ins Gras plumpsten. Auf diese Art und Weise hatte Warnke inzwischen ein ansehnliches Loch geschlagen, durch das er freien Blick auf die herrliche Waldlandschaft hatte.

Den nächsten Schlag führte er ein wenig weiter rechts. Dieses Mal brach nur ein Backstein aus der Mauer, doch zu seiner Überraschung sah Warnke, wie außer dem Stein noch etwas anderes hinter der Wand ins Gras fiel. Etwas aus Papier – das hatte er in dem kurzen Augenblick gerade noch erkennen können.

Er ließ den Hammer zu Boden sinken und lehnte den Schaft gegen die Wand. Dann kletterte er in geduckter Verrenkung durch das Loch hinaus auf die wild überwucherte Wiese hinter dem Haus. Mit raschem Blick suchte er das Gras ab. Ja, dort zwischen den alten Backsteinen, lag unverkennbar ein Kuvert.

Neugierig hob er den Umschlag, der durch dunkle Moderflecken und rotgraue Staubspuren beschmutzt war, vom Boden auf. Warnke schüttelte fassungslos den Kopf, denn ganz offensichtlich war das Kuvert zwischen zwei Backsteinen in einer Aussparung der Mörtelschicht versteckt gewesen. Was hatte er da bloß gefunden? Eine fast kindliche Mischung aus Spannung, Aufregung und schatzsucherischer Erwartung nahm Warnke gefangen.

Mit wenigen Schritten war er um die Ecke des Häuschens getreten und hatte sich wieder auf den von der Sonne beschienenen Baumstamm gesetzt. Und wie um die Spannung noch etwas auszukosten, drehte Warnke das Kuvert nun in seinen Händen, betrachtete und befühlte es von allen Seiten.

Der Umschlag enthielt fraglos mehrere Seiten Papier – soviel konnte er schon einmal ertasten. Er war aber selbst vollkommen unbeschrieben. Warnkes Aufregung wuchs – mit Mühe musste er seine Fantasie im Zaum halten, die ihm angesichts der Tatsache, dass das Kuvert zweifellos ganz bewusst vor langer Zeit in diesem Mauerversteck hinterlegt worden war, zahllose Ideen und Assoziativbilder vor das innere Auge zauberte. Vielleicht ein Vermächtnis, ein Testament oder womöglich gar eine Schatzkarte ...

Schließlich hielt Warnke es nicht länger aus. Aus der Hosentasche holte er sein Schweizer Taschenmesser und schnitt das Kuvert am oberen Rand auf. Und wie er richtig vermutet hatte, fanden sich im Inneren des Umschlags fünf Bögen Papier, die jeweils doppelt gefaltet und auf Vorder- und Rückseite mit schwarzer Tinte eng beschrieben waren. Aufgeregt überflog er zunächst einmal flüchtig die fünf Seiten. Zum Glück kein Sütterlin, dachte er erleichtert, als er den zwar altägyptischen, aber doch lesbaren Duktus der Schrift betrachtete.

Ganz offensichtlich handelte es sich um eine Art Chronik oder Tagebuch, denn der gesamte Text war in drei Blöcke unterteilt, die jeweils mit einer unterstrichenen Datumszeile überschrieben waren. Der erste und längste Eintrag datierte vom 17. August 1886, der letzte vom 19. August 1886 – also eine Zeitspanne von genau drei aufeinander folgenden Tagen.

Ein Tagebuch über nicht mehr und nicht weniger als nur drei Tage? Was mochte es damit auf sich haben? Eine Mischung aus gespannter Neugier und zugleich leichter Enttäuschung darüber, dass es nun doch keine klassische Schatzkarte war, machte sich in Warnke breit, als er sich schließlich entschloss,

seine Arbeit zu unterbrechen und den seltsamen Text zu lesen. Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, lehnte Warnke sich also zurück und begann mit der Lektüre.

17. August 1886

Ich glaube, irgendetwas stimmt nicht mit mir. Nein, nicht hinsichtlich Krankheit oder Siechtum, denn ich bin – so darf ich wohl sagen – ein Mann in den besten Jahren. Vielmehr scheint sich mein Geisteszustand in einem solchen Maße zu verschlechtern, dass ich den Kräften und Leistungen meines Verstandes nicht mehr recht zu trauen vermag.

Irgendetwas Seltsames geschieht an oder in mir und Angst beginnt sich langsam meiner zu bemächtigen. Bevor nun vollends geistige Verwirrung das Szepter ergreift, will ich auf diesen Seiten niederlegen, was sich dieser Tage in meinem Leben ereignet. Sei es als Zeugnis für die Nachwelt, sei es für mich selbst, um so die Chronologie der Geschehnisse festzuhalten.

Nun, wo soll ich beginnen? Am besten wird es sein, chronologisch der Reihe nach zu erzählen. Vorausgeschickt sei, dass mein Name Wilhelm Greve ist und dass ich, aus Hamburg stammend, mein Glück hier im Neugrabener Holz auf der Spur kostbarer Schätze suche.

Meine Erfolge in diesem Unterfangen waren bislang bescheiden, und doch ist solches Leben allemal besser als das harte Brot eines Tagelöhners oder eines Packers auf den Schuten im Hamburger Hafen. Gestern nun habe ich einen Fund gemacht, der mein Dasein mit einem Schlag zu einem fürstlichen erheben könnte. Ein kostbarer Fund, der das Herz eines jeden Grabräubers – wie manche Spießbürger uns gerne despektierlich schimpfen – jubilieren lassen würde. Wäre da nicht die Tatsache, dass diese Freude durch die seltsamen Störungen meiner Sinne getrübt würde. Aber nun zu meinem Bericht.

Seit etwa drei Monaten lebe ich jetzt hier draußen in dieser einsamen Waldlandschaft, wo ich ein einfaches Steinhäuschen gepachtet habe. So ganz wollte der Vermieter, ein widerwärtiger Geldsack aus Harburg, der diese frühere Köhlerbehausung wohl beim Glücksspiel gewonnen hat, mir nicht recht glauben, als er nach meinen Absichten fragte. Und Recht tat er daran, denn natürlich war es nur vorgeschenkt, als ich ihm erzählte, ich wolle hier Lehm und Mergel abbauen und diesen dann in die Städte verkaufen. Dies ist zwar seit vielen Jahrhunderten hier ein Broterwerb, doch in diesen Tagen eher selten geworden. Nur noch wenige graben hier nach dem Baumaterial und von denen wohnt auch keiner mehr in dieser Einsamkeit. Aber Besseres fiel mir nicht ein – sollte ich ihm vielleicht von meiner Schatzsuche in alten Gräbern erzählen? Das ist zwar nichts Verbotenes, hätte ihn aber nur neugierig gemacht und ihn vielleicht angespornt, ebenfalls sein Glück hier zu versuchen.

Im Moment bin ich der einzige, wenn auch nicht der erste – wie einige schon vor Jahrzehnten aufgegrabene Hügelgräber beweisen –, der hier sucht. Und so soll das möglichst auch fürderhin bleiben. Mir reicht es schon, dass manches Mal – zum Glück aber doch selten – Wanderer oder Reisigsammler in der Nähe des Hauses vorbeikommen und ihre Blicke schweifen lassen. Doch ich bin wachsam, und so hat mich keiner bislang bei meiner eigentlichen Arbeit gesehen, denn tagsüber stapfe ich lediglich wie ein harmloser Pilzsammler durch das Unterholz auf der Suche nach vermeintlichen Grabhügeln, um sie dann ausschließlich nachts im Schein der Petroleumlampe zu öffnen.

Nun, in diesen drei Sommermonaten habe ich bisher knapp zwanzig kleine und größere Grabhügel aus der Bronzezeit geöffnet. Mal mit geringem, mal mit

zufriedenstellendem Erfolg. Die besten Fundstücke waren bronzenen Schwerter und Lanzenspitzen, sowie einige Fibeln und Ketten aus Frauengräbern. Auch mit meinen geringen historischen Kenntnissen weiß ich doch, dass die Stücke etwa dreitausend Jahre alt sind. Nach einem sonntäglichen Kirchgang in Altenwerder habe ich den Pastor von Sankt Gertrud, einen gebildeten und belesenen Mann, einmal in ein Gespräch verwickelt, und der hat mir viel über die Bronzezeit erzählt. Was ich hier aus der Erde hole, ist zwar kein zweites Troja, aber man kann doch ein hübsches Sümmchen dafür verlangen. Das weiß auch der feiste Wirt in der Spelunke am Hamburger Speicherhafen, der mir in der Hinterstube immer einen guten Preis macht – ich will keine Namen nennen. So habe ich also ein feines Auskommen und könnte zufrieden sein. Doch mit der letzten Nacht scheint sich dies nun leider durch seltsame Umstände zu ändern.

Gestern war ich am Tage so weit nach Süden gewandert, wie noch nie zuvor. Zwar wurden in diese Richtung die Grabhügel immer seltener, doch dafür waren sie – je weiter ich ging – fast alle ungeöffnet. Im Grenzbereich zur Gemarkung Hasselbrack wurde der Wald immer düsterer und das Unterholz immer dichter. Manches Mal musste ich mich durchs Gebüsch zwängen oder Dornengesträuch zerhauen, um weiterzukommen. Und mit einem Mal stand ich vor einem fast zwei Meter hohen Hügel, der sich ein wenig in die Länge erstreckte und mit hohen Buchen bewachsen war. Nach einer raschen Besichtigung fand ich ihn ungeöffnet, was bei dieser Größe ein fast unglaublicher Glücksfall war. Sogleich notierte ich den Ort in meiner Karte und machte mich auf den Rückweg, wobei ich wie üblich hier und da kleine Zeichen in Bäume ritzte, um die Stelle später wiederfinden zu können.

Als gestern dann die Sonne unterging und sich endlich Dunkelheit über den Wald senkte, machte ich mich erneut auf den Weg. In einem Leinensack, den ich geschultert hatte, trug ich Spitzhacke, Spaten und Petroleumlampe bei mir. Es war gegen Mitternacht, als ich schließlich den Hügel erreichte. Da die Nacht wolkenlos war, reichte das Mondlicht aus, um zumindest das grobe Abtragen der Erde auf dem oberen Rücken des Hügels ohne künstliches Licht zu erledigen. Nach einem Schweiß treibenden Kampf gegen dicke und verzweigte Wurzeln kam ich endlich rasch voran und grub mich in der Mitte des Hügels von oben nach unten, bis schließlich eine Schicht aus handgroßen Steinen verriet, dass ich die äußere Bedeckungsschicht des Grabes erreicht hatte. Aufgeregter räumte ich die Steine beiseite und grub weiter hinunter in die Tiefe. Und schon nach einem halben Meter stieß mein Spaten auf einen harten Widerstand, der sich nach weiterem Graben und unter Zuhilfenahme der Petroleumlampe als dicker Baumstamm entpuppte. Ein Baumsarg – so etwas hatte ich bislang erst einmal und zudem bei einem leider bereits geöffneten Grabhügel gesehen.

Ein Baumsarg deutete darauf hin, dass es sich um die Ruhestätte einer hohen Persönlichkeit handeln musste, da man in der Bronzezeit Tote ansonsten direkt im Erdreich beigesetzt hatte. Auch die Höhe und Länge des Hügels sprach für die Besonderheit des Grabes. Voller Aufregung arbeitete ich in der folgenden Stunde an der Freilegung des anderthalb Meter langen Baumsargs. Und endlich war es soweit. Den Spaten in die kühle Erde stoßend, nahm ich die Hacke und klemmte sie in den Spalt zwischen der oberen und unteren Hälfte des dunklen Stammes. Mit aller Kraft hebelte ich so den Deckel des Sarges empor, der schließlich schwerfällig zur Seite glitt. Ich nahm die Petroleumlampe in die Hand und leuchtete in das Innere des ausgehöhlten Baumstammes, dorthin, wo zuletzt vor circa dreitausend Jahren ein Lichtschein gefallen war. Was ich dort erblickte, raubte mir auf der Stelle den Atem.

Im trüben, gelblichen Zwielicht der hoch gehaltenen Lampe sah ich ein goldenes Schimmern, ein sanftes Leuchten und Glänzen, wie ich es nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Als wäre das Innere des Baumsargs mit purem Gold ausgekleidet, so funkelte es aus allen Winkeln des ausgehöhlten Stammes. Mein Herzschlag schien auszusetzen und ich wurde fast fortgerissen von einem entrückenden Glücksgefühl. Das hier war ohne Zweifel ein wahrer Schatz.

Erst nach einigen Augenblicken hatte ich mich wieder soweit gefangen, dass ich das Innere des Sarges genauer betrachten konnte. Von dem Toten war kaum mehr übrig als die spärlichen Reste eines Skeletts mit Schädel, Unterkiefer und einigen Knochen und Rippen. Den eigentlichen Blickfang aber bildeten die Grabbeigaben, die in der Tat sämtlich aus Gold gefertigt waren. Links und rechts der Beinknochen des Bestatteten lagen jeweils bronzen Schwerter mit goldenen Musterbeschlägen, eine bronzen Axt und mehrere Speerspitzen. Auf Brusthöhe fand sich eine Art kurzer Schulterumhang aus dünnem, mit Ornamenten verziertem Goldblech. Offensichtlich war der Tote in diesem kostbar funkelnden starren Cape bestattet worden. Zuletzt fiel mein Blick dann auf einen hohen, zylindrisch nach oben zulaufenden goldenen Spitzhut, der links neben dem Totenschädel platziert war. Gerade dieser Gegenstand war es, der mein Herz schneller schlagen ließ, denn er wirkte unermesslich wertvoll.

Nach langen Augenblicken ehrfurchtsvollen Staunens überwand ich meine Erstarrtheit und berührte vorsichtig und sanft die kostbaren Goldschätze. Cape und Spitzhut waren aus feinstem Goldblech geformt und mit filigranen Mustern, die an Sonne, Sterne und Mond erinnerten, über und über verziert. In perfekter Schmiedekunst war das Gold wie ein Bogen Papier unvorstellbar dünn getrieben und mit den eingestanzten Symbolmustern verziert worden. Noch nie in meinem Leben hatte ich etwas annähernd Kostbares gesehen.

Lange war ich in den Anblick der Pretiosen versunken. Erst der schaurige Ruf einer Eule im Geäst hoch über mir holte mich zurück in die Gegenwart. Mein erster Gedanke galt der Geheimhaltung und Bergung des Fundes. Rasch löschte ich die Lampe, blickte mich um und lauschte in die Ruhe des Waldes hinein. Als ich mich davon überzeugt hatte, dass ich nach wie vor alleine war, holte ich den Leinensack vom Fuß des Hügels, hob die Schätze vorsichtig aus dem Grab und verstaute sie behutsam in dem groben Stoff. Nur die Bronzestücke wie Axt und Speerspitzen hingegen ließ ich zurück, um Gewicht zu sparen. Danach schaufelte ich die Grabungsstelle wieder grob zu, schulterte das Werkzeug auf die linke, den Leinensack auf die rechte Schulter und machte mich auf den Heimweg.

Es mochte zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht sein und ich konnte mein Glück kaum fassen. Immer wieder sah ich das funkelnde Gold vor meinem inneren Auge. Diese Euphorie mag der Grund dafür gewesen sein, dass ich sehr unachtsam war, denn mit einem Mal merkte ich, dass ich mich verlaufen haben musste. Der Wald um mich herum kam mir fremd vor und ich konnte an keinem Baum eines meiner Ritzzeichen entdecken. Sonst hatte ich selbst im nächtlichen Wald eine sichere Orientierung, doch nun war ich ratlos, zumal ich mich nicht einmal mehr an die letzten Minuten meines Weges erinnern konnte. Es war, als wäre ich in einer Art entrückter Verklärtheit blind durchs Gehölz gewandert.

Verunsichert drehte ich mich um die eigene Achse und schaute empor, um mich vielleicht am Stand des Mondes oder der Sterne orientieren zu können. Doch das Dach des Waldes war durch dichte Baumkronen völlig geschlossen und sorgte so zudem für eine tiefe Dunkelheit um mich herum. Mit einem Mal hatte ich das seltsame Gefühl, nicht allein zu sein, heimlich von verborgener Stelle aus beobachtet zu werden. Ich spürte die Nähe eines Wesens und unzweifelhaft lag

etwas Ungutes in dieser Präsenz. Denn eine innere Stimme flüsterte mir zu, dass es weder Mensch, noch Tier war, das da seinen Blick auf mir ruhen hatte.

Ich bin – weiß Gott – kein ängstlicher oder gar abergläubischer Mensch, aber in diesem Augenblick beschlich mich große Furcht. Instinktiv wusste ich, dass etwas – wie soll ich sagen – Fremdartiges, etwas Bedrohliches auf meiner Fährte war. Und plötzlich erhob sich in der Dunkelheit der hohen Bäume um mich herum ein düsteres Raunen, wie das unwillige Stöhnen eines erwachten Riesen. Es war auf jeden Fall nicht der Wind, der für das schaurige Geräusch sorgte, denn in dieser Nacht regte sich nicht der Kleinsten Lufthauch.

Die Nähe der fremden Wesenheit, die mich in der Dunkelheit belauerte, wurde körperlich immer spürbarer. Ohne genauer wissen zu wollen, vor wem oder vor was, lief ich schließlich in blinder Flucht davon. Es war eine wilde, orientierungslose Jagd durch den düsteren Wald. Schon bald war ich schweißüberströmt und mein Atem ging stoßweise und keuchend. Irgendwann in dieser Hatz hörte ich wie von Ferne das laute Scheppern der Petroleumlampe, die zu Boden fiel. Doch ich rannte weiter, denn ein vages Grauen hinderte mich daran, auch nur eine Sekunde länger in der Finsternis des Waldes zu bleiben.

Ich wagte es nicht, hinter mich zu blicken oder innezuhalten, um nach dem unsichtbaren Verfolger zu lauschen. Nur fort von hier, drängte mich die nackte Panik. Es war nicht nötig, das, was da auf meinen Fersen war, zu sehen, denn ich spürte es mit allen Sinnen. So waren ein Kribbeln im Nacken und auf der Kopfhaut und aufgestellte Haare an den Armen Ausdruck dieser instinktiven Wahrnehmung. Und selbst heute, mit dem Abstand eines Tages, weiß ich, dass all das keine Einbildung war, dass da etwas Seltsames um mich herum gelauert hatte. Etwas, das man – so glaube ich sicher – weder zur Gattung Mensch, noch zum Tierreich wird zählen dürfen. Genauer mag ich es gar nicht wissen.

Ich weiß, das alles klingt wie ein Märchen oder eine Fabelgeschichte, doch ich kann nur berichten, was ich erlebt habe. Vielleicht war es mein überreizter Geist, der durch den Schatzfund zu seltsamer Fantasie beflügelt worden war, könnte man nun einwendend vermuten. Aber die Erlebnisse dieser nächtlichen Flucht waren ja nicht alles.

Nun, um meine Schilderung fortzusetzen – irgendwann gegen vier Uhr, nach langer orientierungsloser Hatz, spuckte mich der düstere Wald endlich aus und ich fand mich auf einer weiten Lichtung inmitten der Heide wieder. Über mir prangte ruhig der dunkle Himmel mit Mond und Sternen, so als wäre es eine beschaulich-friedliche Nacht. Erschöpft sank ich auf die Knie herab und ließ den Sack und die Werkzeuge von meinen schmerzenden Schultern gleiten. Langsam kam ich wieder zu Atem und spürte erleichtert, wie sich mein Inneres beruhigte. Als ich mich irgendwann umsah, blickte ich auf die hohe und dunkle Front des Waldes, doch ich spürte nicht mehr die seltsame Nähe von zuvor. Was immer da gewesen war, es war endlich fort.

Anhand der Gestirne und der Landschaft, in der meine Flucht geendet war, fand ich nach längerem Überlegen heraus, dass ich weit westlich meiner Heimat aus dem Wald gekommen war. Erst ein Fußmarsch von wiederum knapp einer Stunde brachte mich dann schließlich ans ersehnte Ziel. Ich stolperte ins Haus, warf alles einfach in die Ecke und legte mich wie erschlagen aufs Bett. Sofort war ich tief und fest eingeschlafen.

Ich erwachte heute gegen Mittag und spürte schmerhaft jeden Muskel in Armen und Beinen. Die Grabung zum einen, die Flucht zum anderen hatten mich vollkommen erschöpft. Doch mein erster Gedanke galt dem Fund. Rasch zog ich den Leinensack aufs Bett und breitete den Schatz vor mir aus. Alles war noch da

und auch genauso, wie ich es gefunden hatte. Unbeschreibliche Glücksgefühle durchströmten mich, als ich meine Finger sanft über die schönen Verzierungen des goldenen Spitzhutes gleiten ließ.

Doch die Freude währte nur kurz, denn ganz plötzlich sah ich aus dem Augenwinkel im einzigen Fensters des Häuschens eine kurze Bewegung. Jemand war dort draußen. Sofort warf ich meine Bettdecke über die Kostbarkeiten und trat ans Fenster. Doch solange ich meinen Blick auch schweifen ließ, ich konnte niemanden dort draußen zwischen den hohen Kiefern und Birken ausmachen.

Gleichwohl hat dieses Erlebnis mein Misstrauen geweckt und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass mein Fund im Haus nicht sicher ist; dazu ist diese bescheidene Unterkunft einfach zu klein. Wie gesagt, es kommen immer mal Wanderer des Wegs und es könnte ja auch einmal ein Dieb darunter sein, der die schlichte hölzerne Tür in meiner Abwesenheit aufbricht und dann den Fund seines Lebens machen würde. Solches Wagnis darf ich nicht eingehen.

Ich habe daher also beschlossen, heute Nacht den Schatz an der südlichen Ecke meines kleinen Grundstücks zu vergraben. Es gibt dort zwischen mehreren jungen Buchen einen verrotteten Stoß geschlagenen Holzes, der wohl noch aus der Zeit des Köhlers stammt. Dort unter diesem modrigen Stapel werde ich in der Dunkelheit der Nacht eine kleine Grube ausheben und meinen Schatz darin verbergen. Zumindest solange, bis ich mir darüber im Klaren bin, wie und wo ich den Fund am besten zu einem fürstlichen Vermögen machen kann.

Seltsam allerdings ist der Umstand, und damit bin ich wieder beim Anfang meines Berichts, dass ich den ganzen heutigen Tag über immer mal wieder von meinen Sinnen genarrt wurde. Wie nach dem Aufstehen, als ich ja am Fenster etwas gesehen zu haben glaubte, so hatte ich mehrmals das merkwürdige Gefühl, als ob jemand ganz in meiner Nähe wäre. Oder ich sah häufig ganz kurz eine rasche Bewegung am Rande meines Blickfelds. Immer aber, wenn ich genau hinsah, war da rein gar nichts zu erkennen. Es beunruhigt mich, da ich langsam glaube, etwas stimmt nicht mit mir. Von dem beängstigenden Erlebnis der letzten Nacht will ich dabei gar nicht reden. Ob sich diese Irritationen wohl bald von selbst wieder verflüchtigen? Oder ob das so weitergeht und ich am Ende vielleicht einen Arzt konsultieren muss?

18. August 1886

Nun, um meine gestern zuletzt notierte Frage gleich aufzugreifen, ein normaler Arzt dürfte mir wohl kaum helfen können. Wohl schon eher ein Nervenarzt, denn seit der letzten Nacht glaube ich, dass sich langsam aber sicher eine Art Wahn in meinem Kopf breit macht. Die gestrigen Irritationen waren nur sanfte Vorboten dessen, was seitdem auf meine Sinne einströmt.

Nachdem ich meine Notizen gestern beendet hatte und es einige Stunden später endlich dunkel geworden war, machte ich mich daran, meinen Plan zu verwirklichen, also den Schatz zu vergraben. Bis dahin war ich übrigens auch weiterhin von jenen Sinnestäuschungen genarrt worden, wobei ich allerdings darauf nicht mehr in vollem Maße reagierte. Man könnte sagen, dass ich am gestrigen Abend soweit war, die seltsamen Irritationen gänzlich meinem Geist anzulasten und sie aus diesem Grund nicht weiter ernst zu nehmen.

Gegen elf Uhr machte ich mich an die Arbeit. Mit einem Spaten ging ich hinüber zur Südecke des Grundstücks. Auf eine Lampe konnte ich zum Glück getrost verzichten, da nur wenige Bäume das nächtliche Zwielicht abdunkelten und sich meine Augen rasch an den Dämmer gewöhnt hatten. Der alte Stoß modriger Äste, der wohl vor Ewigkeiten hier aufgestapelt worden waren, war nur

einen halben Meter hoch, so dass ich das Holz zügig zur Seite heben konnte. Dann nahm ich den Spaten und grub an der freigelegten Stelle ein armtiefes Loch in den trockenen Lehmboden.

Während dieser Tätigkeit hielt ich immer wieder inne, um zu lauschen und den Blick rundherum wandern zu lassen. Doch dieses Misstrauen und die Furcht vor Beobachtern war umsonst – niemand war zu sehen. Als die kleine Grube ausgehoben war, holte ich aus dem Haus den Leinensack und legte ihn hinunter in die Erde. Dann nahm ich wieder den Spaten und schaufelte mit dem Aushub die Grube vorsichtig zu, bis das Loch ebenerdig angefüllt war.

Als ich mich nun daran machte, die beiseite gelegten modrigen Äste an die alte Stelle über dem Versteck zurückzulegen, spürte ich mit einem Mal wieder die unmittelbare Nähe eines Lebewesens. Der Sinneseindruck war so stark, dass ich mich an die Ereignisse der vorherigen Nacht erinnert fühlte, die zu meiner panischen Flucht geführt hatten. Erneut war es ein grauenvolles Erleben, denn ich glaubte fast, die Fremdartigkeit und Bedrohlichkeit jenes Wesens auf meiner Zunge schmecken zu können. Oder war es der Geschmack der Angst?

Nun, wenige Augenblicke später setzte auch jenes unheilvolle und düstere Raunen wieder ein, das aus allen Winkeln des Waldes zu ertönen schien. Sofort stellten sich meine Haare aufrecht und mein Atem setzte aus. Hilflos und wie angewurzelt blickte ich in das Zwielicht der umstehenden Bäume, doch dort war nichts zu erkennen. Gleichwohl wurde das Raunen immer lauter, bis ich das Gefühl hatte, es dränge durch Mark und Bein.

Wie gelähmt stand ich da und wagte nicht, mich zu rühren. Bis – zu meinem Glück – der Ast, den ich bis dahin in der Hand gehalten hatte, zu Boden glitt und auf meinen rechten Fuß fiel. Der kurz aufblitzende Schmerz riss mich aus der Erstarrung und gab mir die eine Sekunde der Geistesgegenwart, die nötig war, um mich voller Panik die Flucht ergreifen zu lassen. Mit großen Sprüngen rannte ich ins nahe Haus, warf die Türe hinter mir zu und lehnte mich mit dem Rücken dagegen.

Doch allzu große Erleichterung empfand ich nicht, denn nach wie vor spürte ich mit allen Fasern meines Körpers die bedrohliche Nähe einer – davon bin ich überzeugt – übernatürlichen Wesenheit. Auch das beklemmende Raunen war keineswegs abgeklungen. Für mein Gehör erinnerte es am ehesten an einen tiefen Brummtion, der von allen Seiten zu kommen schien und wellenartig immer wieder auf- und abebbte.

Immerhin fühlte ich mich durch die steinernen Wände des Häuschens ein wenig sicherer als draußen im Freien. Gleichwohl traute ich mich nicht, eine Kerze anzuzünden, denn eine innere Stimme riet mir, keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen und einfach abzuwarten. Irgendwann hockte ich mich langsam auf die Bettkante und hoffte, dort ausharrend, auf ein baldiges Ende der seltsamen Geschehnisse. So saß ich eine ganze Weile, und immer wieder hatte ich zaghaft einen Blick durch das Fenster geworfen, ohne jedoch irgend etwas im Zwielicht jenseits der Glasscheiben ausmachen zu können.

Als ich irgendwann später ein weiteres Mal hinüber zum Fenster sah, erlitt ich dann aber den größten Schock meines Lebens. Denn zu meinem Entsetzen blickte ich mitten hinein in das fratzendartig verzerrte Gesicht eines fremden Mannes. Wie gelähmt starnte ich mit angehaltenem Atem den Kopf an, der draußen dicht an der Scheibe hereinlugte und mich aus aufgerissenen Augen fixierte. Es war ein altes, hageres und von Falten zerfurchtes Gesicht, dessen markanteste Teile hohe Wangenknochen, eine lange herabgebogene Nase und

ein struppig wuchernder Bart waren. Eingerahmt wurde der Kopf von schulterlangen, borstig und ungepflegt abstehenden Haaren.

Doch das Grauvollste an der plötzlichen Erscheinung war der Ausdruck tiefen Hasses und ungezügelter Bösartigkeit, der sich in den starr geweiteten Augen und dem verzerrten Mund wiederspiegeln. Regungslos harrte ich aus unter diesem grauvollen Blick, während mein Herz zu rasen begann. Doch so jäh, wie das Gesicht am Fenster erschienen war, so plötzlich war es auch wieder fort. Als hätte sich der Mann in Luft aufgelöst, so war die Erscheinung mit einem Mal vor meinen Augen verschwunden.

Lange Zeit starrte ich noch auf das leere Fenster, unfähig, den Blick zu lösen. Erst nach einer kleinen Ewigkeit gelang es mir den Kopf zu wenden und mich ängstlich auf dem Bett zusammenzukauern. So lag ich lange Zeit wach und lauschte in die Dunkelheit, bis mich irgendwann der Schlaf gnädigerweise übermannte und ich schließlich erst heute Morgen durch seitlich einfallende Sonnenstrahlen geweckt wurde.

Ich brauchte einige Zeit und auch einigen Mut, um nach einem lustlosen Frühstück das Haus zu verlassen und mich draußen umzusehen. Mein erster Gang galt natürlich dem Versteck, von wo ich gestern Abend Hals über Kopf geflohen war. Ich fand alles so vor, wie ich es verlassen hatte. Überhaupt konnte ich nirgendwo auf dem Grundstück auch nur eine Spur eines nächtlichen Besuchers entdecken, weshalb ich den Anblick jenes grauvollen Gesichts am Fenster auch meiner überreizten Fantasie zurechnen möchte. Mit einigen Handgriffen habe ich dann jedenfalls die restlichen Stämme wieder auf den Holzstoß gestapelt und diesen zuletzt mit altem Laub in seinen ursprünglichen, unauffälligen Zustand versetzt. Der Schatz ist so nun zumindest erst einmal in seinem Versteck gesichert. Alles weitere hat Zeit.

Wichtiger ist nun aber zweifellos erst einmal meine Gesundheit. So habe ich beschlossen, mich nun ernsthaft den seltsamen Visionen und Erscheinungen zu widmen, die mich doch sehr beunruhigen. Ich werde mich gleich nachher auf den Weg zum Arzt in Neugraben machen. Hoffentlich kann er mir helfen.

19. August 1886

Mit meinem Verstand geht es nun wohl endgültig zu Ende. Nach dem gestrigen Nachmittag und der darauffolgenden Nacht bin ich heute sicher, dem Wahnsinn sehr nahe zu sein.

Mein erster Gang am gestrigen Nachmittag führte mich zunächst zum Arzt in Neugraben, der mich körperlich und organisch untersuchte, aber keinerlei Auffälligkeiten entdecken konnte. Als ich ihm gleichwohl meine Visionen und Sinnesstörungen eindringlich schilderte, riet er mir, nicht so hart zu arbeiten und mir mehr Ruhe zu gönnen. Wenn es dann trotzdem bei den Erscheinungen bliebe, sollte ich noch einmal vorbeikommen, damit man vielleicht den Rat eines Nervenarztes hinzuziehen könne.

Mehr konnte der gute Mann nicht für mich tun. Na ja, so sind diese Quacksalber nun einmal – ziehen dem einfachen Mann das Geld aus der Tasche und helfen ihm letztlich doch nicht. Einer inneren Stimme folgend, beschloss ich daher, mir nun geistlichen Rat und Beistand zu holen. Ich bin kein allzu gläubiger und regelmäßiger Kirchgänger, aber es mag nicht schaden, mit dem Allmächtigen im Reinen zu sein. Vielleicht kann ja Gott mir helfen.

Wie ich schon erwähnt habe, verrichte ich meine Gotteshausbesuche meist in Sankt Gertrud in Altenwerder, wo ich den Pastor recht gut kenne. Als ich nun am frühen Abend die von einem alten Friedhof umgebene Kirche besuchte, hatte

ich das Glück, ihn anzutreffen, als er gerade hinter sich die hohen Flügeltüren abschließen wollte. Ich bat ihn dringend um ein Gespräch, und er sah wohl an meinem Gebaren und in meinem Gesicht, dass er mir diese Bitte nicht versagen durfte. Jedenfalls sperrte er die Tür wieder auf und bat mich ins Innere der Kirche, wo wir uns in eine der Bänke unterhalb der hohen Orgelempore setzten.

Ohne lange Umschweife schilderte ich dem Pastor, welch seltsame und unheilvolle Erlebnisse mich seit zwei Tagen begleiteten. Ich erzählte ihm, dass ich das Gefühl habe, langsam wahnsinnig zu werden bei all den Gesichten und Täuschungen meiner Sinne. Der Pastor, ein kluger und ruhiger Mann, der ja von mir weiß, dass ich im Neugrabener Holz nach alten Schätzen suche, überlegte nicht lange und fragte mit besorgtem Blick, ob ich ein altes Grab aufgebrochen und daraus etwas entwendet hätte. Zögerlich gab ich es zu, allerdings verriet ich nicht, was genau ich dort entnommen hatte. Doch der Pastor begnügte sich schon damit und erzählte mir sogleich mit Angst einflößender Miene, dass es Gott und den Toten nicht gefalle, wenn deren Ruhestätten geschändet und noch dazu beraubt würden. In solchem Falle kämen die Dinge häufig erst dann wieder zur Ruhe, wenn der alte Zustand wiederhergestellt sei.

Und um dies zu untermauern, berichtete er mir von jenem grauenvollen und Geheimnis umwobenen Haus am Holländischen Brook, das erst vor einigen Jahren abgerissen und durch eine neues Gebäude ersetzt worden ist. In jenem alten Haus nämlich seien Geister und ruhelose Seelen umhergewandert. Jeder, der dort zu Gast gewesen sei, habe seltsame Wesen gesehen und deren Ächzen und Jammern gehört vom Grunde der Kellergewölbe bis hinauf zu den Dachböden. Die Steine und Fundamente des Hauses stammten nämlich ursprünglich aus längst vergessenen Leichenhügeln, die es vor uralten Zeiten auf dem Grasbrook gegeben habe. Alten Chroniken zufolge waren diese Leichenberge im Mittelalter aufgeschichtet und mit Steinen bedeckt worden, als bei Elbfluten Aberhunderte ihr Leben verloren und dort ein namenloses Grab gefunden hatten. Die Steine seien später dann zum Bau einfach von dort genommen worden. Und so sei zugleich die letzte Ruhe dieser armen Seelen gestört worden, wodurch diese wie Geister umhergeirrt seien.

Der Pastor beschwore mich also, aus dieser Geschichte zu lernen und das, was ich dem Grab entnommen hätte, dorthin zurückzubringen, auf dass auch diese toten Seelen ihre Ruhe wiederfinden könnten. Für ihn stand jedenfalls zweifelsfrei fest, dass die Gesichte, die mich quälten, solcherlei Ursache haben mussten. Ich muss sagen, dass mich sein Rat einerseits erleichterte, denn immerhin eröffnete er doch einen einfachen Lösungsweg. Andererseits brachte mich der Gedanke schier um, mich dafür von meinem Goldfund trennen und auf jenes fürstliche Leben, das mir vorschwebte, verzichten zu müssen.

Nun, ich dankte dem Herrn Pastor für seinen Beistand, versprach seinen Rat ernstlich abzuwagen und machte mich wieder auf den Weg nach Süden in die Wälder. Und während ich vor mich hinwanderte, kam ich immer mehr zu der Erkenntnis, dass ich mich nicht so ohne weiteres von meinem Schatz würde trennen können und wollen. Ist denn das, was der Pastor da erzählt hat, nicht in Wirklichkeit ein Ammenmärchen gewesen? Wer glaubt denn an so etwas? Als ich den langen Marsch jedenfalls hinter mich gebracht hatte und mir in meinem Häuschen ein karges Abendessen bereitete, stand für mich fest, dass ich den goldenen Fund nicht zu jenem Grabhügel zurückbringen würde.

Doch kaum wurde es am gestrigen Abend dunkel, stellten sich wieder die seltsamen Sinnestäuschungen ein, so als ob sie meine Entscheidung ins Wanken bringen wollten. Im Zwielicht der Nacht huschten jenseits des Fensters Schatten

vorüber und ich erhaschte im Augenwinkel erneut jene unmerklichen und flüchtigen Bewegungen. Doch all dies vermochte mich nicht mehr sonderlich zu beeindrucken, da ich es einfach meinen erkrankten Nerven zuschrieb. Erst als ich mich kurz vor Mitternacht niederlegen wollte, machte ich durchs Fenster eine Beobachtung, die meine Ruhe schlagartig zerstörte und mein Blut gefrieren ließ. Denn an der Südecke des Grundstücks, genau neben eben jenem vermoderten Holzstoß, erblickte ich die schwarzen Umrisse einer Person, die regungslos dort ausharrte und den Kopf in meine Richtung gedreht hatte. In der rechten Hand hielt sie einen länglichen Gegenstand, den ich aufgrund der Dunkelheit und der Distanz nicht näher erkennen konnte. Im gleichen Moment vernahm ich wieder jenes entsetzliche düstere Raunen, das entgegen aller Naturgesetze zu solcher Lautstärke anschwoll, dass ich mir panisch die Hände auf die Ohren presste.

Und mit einem Mal setzte sich der Schatten in Bewegung. Ohne zu gehen, sondern wie eine starre Statue schwebend, kam die Person näher auf das Haus zu, bis ich zuletzt ihr Gesicht jenseits der Fensterscheibe wiedererkannte. Es war jene grauenvolle Fratze, die mich bereits in der Nacht zuvor heimgesucht hatte. Nun konnte ich auch den Gegenstand in der Hand erkennen: eine Axt an einem hölzernen Stiel. Ohne lange zu überlegen, kauerte ich mich voller Angst ins Bett und zog das Laken eng über mich, so dass ich unter dem Stoff ganz verborgen war. Ich zitterte am ganzen Leib und versuchte mich nur auf das Atmen zu besinnen. So lag ich einfach da und wartete darauf, dass der Spuk vorüberging.

Es kam mir vor wie Ewigkeiten, bis endlich jenes Raunen mit einem Mal verklang und auch das körperliche Gefühl einer fremden Nähe von mir wich. Gleichwohl harrte ich schlaflos unter dem Laken aus, bis es schließlich draußen zu dämmern begann und erste Vogelstimmen den neuen Tages verkündeten. Ängstlich, aber mit einer Entscheidung, die ich während des bangen Wachliegens getroffen habe, bin ich vor einer Stunde schließlich aufgestanden und habe mich an den Tisch gesetzt, um meinen Bericht fortzuführen.

Diese getroffene Entscheidung sieht vor, dass ich mich, wenn ich nachher alles hier erledigt habe, ein weiteres Mal nach Neugraben zum Arzt begebe, um mit ihm und möglicherweise einem Nervenarzt an meiner geistigen Heilung zu arbeiten. Mein goldener Fund hingegen soll einstweilen verbleiben, wo er ist. Nur in dem Fall, dass die Ärzte mir nicht helfen können und der Pastor somit doch mit seiner These Recht behielte, werde ich den Schatz schweren Herzens an den Fundort zurückbringen. Doch noch immer vermag ich einfach nicht zu glauben, dass ich selbst irgendeinen seltsamen Spuk erweckt haben soll, dass es nicht vielmehr schlicht eine Erkrankung meiner Nerven ist.

Da ich nicht weiß, wann ich wieder zurücksein werde, will ich hier im Haus alles so hinterlassen, dass ein möglicher Eindringling keine verräterische Spur zu meinem Schatz entdecken kann. So werde ich auch diesen Bericht verstecken müssen. Denn wenn ich bald – hoffentlich – gesund zurückkehre, will ich auch die schmerzlich geernteten Früchte meiner Arbeit genießen.

Nun, es bleibt mir in diesem Moment nur, auf die Fähigkeiten der Ärzte zu hoffen. Und darauf, dass andernfalls Gott mir beistehen möge ...

Damit endete das rätselhafte Tagebuch. Warnke, der während der spannenden Lektüre schon seine dritte Zigarette geraucht hatte, konnte kaum den Blick von der letzten Seite abwenden. Das konnte doch nicht einfach so enden, ohne dass man erfuhr, wie die Sache weitergegangen war. Doch so oft er auch die Papiere wendete und ins Innere des leeren Kuverts spähte, der Bericht endete schlicht und ergreifend an dieser Stelle.

Über eine halbe Stunde waren vergangen, seit Warnke angefangen hatte zu lesen. Und er war innerlich vollkommen aufgewühlt, zumal er von Anfang an keinerlei Zweifel an der Authentizität des Berichts hatte. Was war hier bloß vor knapp 120 Jahren geschehen? Was war aus dem damaligen Bewohner des Häuschens und seinem Goldfund schließlich geworden?

Er legte die Papiere auf den Stamm neben sich und stand auf. Eine innere Unruhe und Anspannung ließ ihn unbewusst ziellos auf und ab gehen. Den Blick starr auf den Waldboden gerichtet, versuchte er hinter seiner gerunzelten Stirn Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Immer wieder hielt er in seinem Gang inne, um fassungslos den Kopf zu schütteln. Das Ganze war einfach unglaublich.

Aber er zweifelte nicht an ihrem Wahrheitsgehalt. Zumindest in solchen Punkten wie dem Umstand, dass jemand hier vor vielen Jahrzehnten auf die Suche nach frühgeschichtlichen Schätzen gegangen war. Und dass er dabei fündig geworden war. Es gab in der Nähe einen archäologischen Wanderpfad, den er mit seiner Frau vor einiger Zeit gegangen war. Da waren sie an vielen Hügelgräbern vorbeigekommen und hatten erfahren, dass fast alle im 18. und 19. Jahrhundert von Grabräubern geöffnet und geleert worden waren. In dieser Hinsicht war der Bericht also vollkommen glaubwürdig.

Auch was die Schilderung der bronzezeitlichen Grabbeigaben anbelangte, so konnte Warnke sich vorstellen, dass der Mann in der Tat all das in jenem Hügelgrab gefunden hatte. Vor einiger Zeit hatte er im Fernsehen eine gute und spannende Reportage über sogenannte Goldhüte aus der Bronzezeit gesehen. Darin war berichtet worden, dass es weltweit nur vier Exemplare der goldenen Spitzhüte gebe und man heute vermute, dass sie zeremoniell genutzt worden waren. Auch die eingestanzten astronomischen Symbole waren in der Reportage erwähnt worden. Vage erinnerte sich Warnke daran, dass der Professor, der die Hüte an einem Berliner Museum untersuchte, die These vertrat, sie seien von hohen Priesterkönigen getragen worden. Zu diesem fürstlichen Rang würden in gleicher Weise das goldene Cape und die Schwerter passen, die der Grabräuber gefunden zu haben berichtete. Die Reportage hatte im Übrigen gezeigt, dass aus den Priesterkönigen mit ihren hohen Goldhüten in späteren Märchen und Sagen wohl das klassische Bild des Zauberers mit dem hohen Spitzhut entstanden sei.

In diesen Punkten hielt Warnke das Tagebuch, wie gesagt, für durchaus glaubwürdig. Anders sah es hingegen mit dem fantastischen Teil der Schilderung aus. Warnke hatte sich bei der Lektüre über die Visionen, Sinnestäuschungen und akustischen Phänomene stark an Edgar Allan Poe und andere klassische Gruselautoren erinnert gefühlt. So etwas gab es nur in Schauergeschichten. War jener Mann nicht vielleicht schlicht und ergreifend ein wenig verrückt gewesen oder es eventuell im Laufe der Zeit geworden? Das war ja auch heute nichts Ungewöhnliches, dass jemand an halluzinatorischen Erscheinungen litt; fast alle Landeskliniken beherbergten Menschen mit solchen Symptomen.

Wie auch immer, entscheidend und wirklich spannend war für Warnke die Frage, was aus dem Schatz geworden war. Hatte der Mann seinen unglaublich wertvollen Fund damals für gutes Geld verkauft? Und war einer der vier heute in Museen existenten Spitzhüte vielleicht eben jener, der hier vor 120 Jahren gefunden worden war? Oder – bei dieser Überlegung stockte Warnke plötzlich der Atem – hatte der Mann seinen Fund vielleicht gar nicht zu Geld gemacht?

Mit einem Mal überschlugen sich die Gedanken in Warnkes Kopf und ein elektrisierendes Kribbeln auf der Haut ließ ihn frösteln. War die Existenz des Kuverts in dem Mauerversteck nicht ein Beleg dafür, dass der Mann seine eigentliche Absicht damals nicht mehr in die Tat hatte umsetzen können? Und

war es dann nicht in gleicher Weise möglich, dass nicht nur das Kuvert, sondern vielleicht gar der Schatz noch in seinem alten Versteck war? Mit einem Mal erfüllte eine schier unerträgliche Aufregung Warnkes Denken. Er konnte das rasche Schlagen seines Herzens in der Brust fühlen und hörte das dumpfe Pochen seines Blutes in den Ohren. Achtlos warf er die glimmende Zigarette zu Boden und sah sich auf dem Grundstück um.

Unter einem Holzstoß an der Südecke des Grundstücks, hatte es in dem Bericht geheißen. Doch mit einem raschen Blick in die entsprechende Richtung musste Warnke feststellen, dass eine Begrenzung des Grundstücks in diesem Bereich nicht zu erkennen war, geschweige denn ein alter Holzstoß. Wenn er nach Süden blickte, sah er nichts weiter als Wald und Bäume.

Rasch ging er zurück zum Holzstamm vor dem Haus und nahm erneut die Papiere in die Hand. Hektisch überflog er die Seiten auf der Suche nach der entscheidenden Textpassage. Hatte es nicht noch einen anderen Ortshinweis gegeben, über den er die Stelle des Verstecks finden konnte? Ja, in der Tat, triumphierte er mit einem Mal, als er den Abschnitt gefunden hatte. Es war dort von mehreren jungen Buchen die Rede, zwischen denen der Holzstoß damals gestanden hatte. Wenn die Bäume in der dazwischenliegenden Zeit nicht gefällt worden waren, musste die Stelle doch zu finden sein.

Erneut ließ Warnke seinen Blick in südliche Richtung schweifen, und – er konnte es kaum fassen – plötzlich entdeckte er eine auffällige Gruppierung von fünf hohen Buchen, die in einer kreisrunden Formation etwa dreißig Meter vom Haus entfernt standen. Wenn sie vor 120 Jahren jung gewesen waren, so hatten sie in der Zwischenzeit eine stattliche Höhe erreicht. Ohne lange zu überlegen, holte er hinter dem Haus rasch einen Spaten und ging klopfernden Herzens zu der Baumgruppe hinüber. Aufgeregt musterte er den Waldboden zwischen den Stämmen, doch es war keine Spur eines ehemaligen Holzstoßes auszumachen. Auf der runden Fläche von etwa sechs Quadratmetern, die von den fünf Buchen umstanden war, gab es nichts als dürres Heidekraut, ein wenig Gras und Farn.

Nur einen Moment zögerte Warnke noch, ob er es wirklich tun sollte, doch schließlich vertraute er seinem Instinkt und rammte den Spaten in der Mitte der freien Fläche ins weiche Erdreich. Ein euphorisches Gefühl durchströmte seinen ganzen Körper, während er Spatenstich um Spatenstich tiefer in den Waldboden grub. Vor seinem inneren Auge erschienen Fantasiebilder eines Goldschatzes, den er im Begriff war zu heben. Bewusst musste er sich zur Ordnung rufen, um seine Sinne beisammen zu halten. Vielleicht würde er ja auch rein gar nichts hier finden. Er musste seine überbordenden Hoffnungen im Zaum halten.

Warnke grub sich hinab bis in eine Tiefe von etwa einem halben Meter, dann wiederholte er das Ganze mit etwas Abstand links vom ersten Spatenstich. So entstanden im Laufe der Zeit mehrere Grabungslöcher und langsam kehrte auch wieder eine gewisse Ernüchterung ein. Aber warum soll man so etwas nicht einfach mal versuchen, verteidigte er sich selbst vor inneren Stimmen, die sich bereits über ihn lustig zu machen begannen.

Doch plötzlich erklang ein metallisches Geräusch, als sein Spaten in einem neuerlichen Loch auf ein hartes Hindernis stieß. Er mochte eine Tiefe von etwa vierzig Zentimetern erreicht haben. Schnell legte Warnke den Spaten beiseite und kniete sich neben das Loch. Mit bloßen Händen grub er um das Hindernis herum, das sich schließlich als ein handgroßer Stein erwies. Schon wollte sich Enttäuschung in ihm breit machen, als er nach weiterem Buddeln links von der Stelle noch einen Stein fand. Und dann noch einen weiteren rechts davon und

schließlich immer mehr dieser Brocken, die offensichtlich wie ein Mosaik dicht nebeneinander lagen.

Warnke musste noch einmal zum Spaten greifen und die Grabungsstelle verbreitern, bis er schließlich auf circa einem Quadratmeter die gesamte Fläche der Steinschicht freigelegt hatte. Aufgeregt legte er die Brocken neben dem Loch zur Seite. Diese Anordnung rührte ganz zweifellos von menschlicher Hand. Und da das so war, musste er wohl – Glückshormone wurden erneut in seinem Innern ausgeschüttet – auf der richtigen Fährte sein.

Nachdem er alle Steine beiseite gelegt hatte, grub er mit seinen Händen vorsichtig weiter. Und er musste nicht tief graben, denn bereits nach wenigen Zentimetern ertastete er mit den Fingern einen länglichen harten Gegenstand. Aufgeregt und zugleich behutsam grub er die Erde um jenen Gegenstand herum ab und schob sie zur Seite. Doch während ihm seine Fantasie bereits goldene Schwerter vors innere Auge gaukelte, entpuppte sich das längliche Ding als ein schlichter, vom Lehm braun verfärbter Knochen.

Warnke musste kurz schlucken, denn nach weiterem Abtragen der Erde fand er noch einen Knochen und schließlich eine ganze Vielzahl, die man unschwer als Rippenbögen erkennen konnte. Zweifellos die Knochen eines Menschen, schoss es ihm schreckhaft durch den Kopf, als er nun auch Halswirbel freilegte. Hatte der Grabräuber seinerzeit neben den Goldpretiosen auch das Skelett des Bronzezeit-Menschen aus dem ursprünglichen Hügelgrab entwendet? Warnke konnte sich nicht mehr recht an die entsprechende Passage des Berichts erinnern. Doch ein leichtes Unwohlsein begann sich in ihm breit zu machen.

Entschlossen grub er aber weiter. Und legte als nächstes den Unterkiefer und schließlich den Schädel des Skeletts frei. Als er zuletzt mit den Fingern den Lehm von der Schädelplatte entfernte, erkannte er mit Entsetzen, dass sie von einem breiten Riss durchzogen war. Und schließlich kam ein metallener Gegenstand zum Vorschein, der tief in diesem Spalt steckte. Warnkes Hände zuckten erschrocken zurück, als er mit einem Mal erkannte, dass es der schräge dreieckige Keil einer bronzenen Axt war, der da im klaffenden Riss des Schädelns steckte. Der Holzschaft der Axt hingegen war bereits so stark vermodert, dass er fast schon Teil des Erdreichs war. Mit einem jähnen Schrei und dem erstickenden Gefühl tiefen Grauens richtete sich Warnke rasch über dem Loch auf, um so etwas Distanz zwischen sich und den schrecklichen Anblick zu bringen.

Den Blick gebannt auf den durch die Axt gespaltenen Schädel gerichtet, rasten zahllose Gedanken in chaotischem Wirbel durch Warnkes Kopf. Was bedeutete dieser grauenvolle Fund? Was war vor 120 Jahren an dieser Stelle geschehen? Während er sich gleichzeitig innerlich noch vom ersten Schock und Entsetzen zu beruhigen versuchte, dämmerte ihm bereits die ungeheuerliche Antwort. Weil er allerdings wusste, dass diese Wahrheit sein gesamtes Weltbild ins Wanken bringen würde, versuchte er unbewusst, sie nicht an die Oberfläche seines Denkens gelangen zu lassen. Es konnte nicht wahr sein, was auf keinen Fall wahr sein durfte. Doch es ließ sich nicht unterdrücken – wie in leuchtenden roten Lettern stand die unfassbare Erklärung vor Warnkes innerem Auge: Der Tote war kein anderer als der Verfasser jenes Berichts und die Axt, die ihn so grauenvoll gerichtet hatte, stammte aus einer fernen, dunklen Vergangenheit. Und diese Vergangenheit hatte sich hier wohl das zurückgeholt, was ihr seit Jahrtausenden gehört hatte.